

Nr. 93. Bromberg, den 21. April. 1935

Jubel in Jesus

Du mein Gedank' zu jeder Frist,
O Freudenspender Jesu Christ!
Nichts Süßeres auf Erden ist,
Als wenn Du, Lieber, bei mir bist!

Ward ein Gesang so lieblich schon,
Ward je gehört ein schönrer Ton?
Nein, aller Herrlichkeiten Kron'
Bist Du, o Jesu, Gottes Sohn!

Dich such' ich auf dem Lager mein,
Nach Dir in meines Herzens Schrein.
Im Weltgewühle und allein
Such' ich nach Dir in Liebespein.

Maria folge ich von fern
Zu Deiner Gruft frühmorgens gern —
Nicht mit des Auges trübem Stern,
Mit meinem Geist such' ich den Herrn.

Dann netz' das Grab mit Tränen ich,
Erfüll's mit Seufzen bitterlich,
Zu Jesu Füßen werf' ich mich,
Umschlingend ihn herzinniglich:

O guter Jesu, gib, daß ich
Erkenne, wie so inniglich
Dein Lieben ist! O, lasse mich
Im Glanz Dich schauen ewiglich!

Wer von Dir trinkt und von Dir ißt,
Des Herz doch nicht gesättigt ist.
Ihn hungert noch: denn ewig bist
Du seine Sehnsucht, Jesu Christ.

Nach Dir sehnt meine Seele sich,
O Jesu, wann erhörst Du mich?
Wann werd' ich froh geworden, sprich,
Wann ganz gesättigt sein durch Dich?

13. Jahrhundert.

Ostergedanken.

Von **Börries, Frhr. von Münchhausen.**

Es ist ein Kennzeichen aller echten Feste, daß Jahrzehnte und Jahrhunderte ihre Schale allmählich mit einem sinnbildlichen Gehalt füllen, der den ursprünglichen Erinnerungsgehalt fast verdrängt. So ist das Weihnachtsfest aus einem himmlischen Geburtstag in unseren Breiten erst eine Art Wintersonnenwende und schließlich fast ein kalendarisches Neujahr geworden. So hat beim Pfingstfest der symbolische Gehalt den ursprünglichen Vorgang schließlich so übertönt, daß im Sprachschatz aller Völker die Begriffe Pfingstgeist, Berufung, Aussendung usw. an dies Sinnbild auch dann angeknüpft bleiben würden, wenn die Welt einmal nicht mehr christlich sein sollte.

Kein Fest aber scheint so ins tiefste Bewußtsein der Völker übergegangen zu sein wie Ostern. Millionen feiern es, die der Auferstehung des Heilands im dogmatischen Sinne zweifelnd gegenüberstehen, Millionen haben seit Jahrhunderten diesen wunderlich schwankenden und deshalb eigentlich gefühlsmäßig schwer zu erfassenden Termin mit einem Inhalt erfüllt, der nur noch in losem Zusammenhange mit der Wiederkehr Christi von den Toten steht.

Das Herz auch hat sein Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten,
Und was du ewig liebst, ist ewig dein!

sang der junge Geibel, als er 1839 in Athen weilte. Und so fühlen Millionen Herzen alljährlich um diese Zeit: das Fest der großen Liebe in der Natur, das Fest des Frühlings, der das blühen läßt, was im Herbst fruchtet, das Fest, in dem der Kranz der Jahreszeiten mit rosenfarbener Schleife zusammengebunden erscheint. Mag immerhin das kirchliche Jahr zu Weihnachten, das bürgerliche zu Neujahr, das astronomische zu irgendeiner erklügelten Sekunde der Sternenzeit beginnen — für unser Herz beginnen die Jahreszeiten mit dem österlichen Frühlingsfest. Ostern ist für die Kinder das wichtige Fest des neuen Schuljahres und der Einsegnung, ist für die Jugend der Lieblingstag der Verlobungen, ist für den kleinen wie für den großen Geschäftsmann der beliebteste Geschäftstermin, ist für den Greis das Fest der neuen Lebenshoffnung nach dem schlimmen Winter.

Wunderlich vermengen sich in ihm, wie in allen zutiefst im Bewußtsein der Völker wurzelnden Festen, die Bestand-

teile verschiedener Überlieferungen. Seinen Namen trägt es von einer alten germanischen Göttin, der Ostara, von der uns zuerst der Northumberländer Mönch Beda im achten Jahrhundert erzählt. Später ist seine angelsächsische Eostre freilich bezweifelt worden, und man hat geglaubt, den Namen auf die im Osten neu erscheinende Sonne zurückführen zu müssen. So würde also das Fest seinen Namen von dem Ostermonat erhalten haben, und dieser von dem gemein-germanischen Ortsworte „ost“ herrühren. Die Sage erzählt, daß Karl der Große es zuerst als Namen der Himmelsrichtung eingeführt hatte, aber schon der alte Adelung meinte, daß er es wohl nur „feyerlich bestätigt“ habe, weil es das Gepräge hohen Alters an sich trug.

Mag das nun sprachlich sein, wie es will, sicher ist, daß Ostern zu den ältesten kirchlichen Festen zählt und schon in den ersten Jahrhunderten gefeiert wurde, früher und festlicher begangen wurde als selbst Weihnachten. Immer war es das ausgesprochene Freudenfest, das Fest der Zinserlasse, der Begnadigungen, der Freilassung von Sklaven, des Fastenendes, der großen allgemeinen Taufen. Mit dem Osterkuß grüßten sich die Andächtigen, und die Freude wurde so sehr zum Mittelpunkte jener sinnenfrohen Zeit, daß selbst von den Kanzeln die Priester ihre Zuhörer mit fröhlichen Erzählungen unterhielten.

Niemals hätte ein Fest so sehr in das Herz der Völker übergehen können, wenn ihm nicht ein allgemein menschliches Empfinden halbwegs entgegengekommen wäre. Auch der mürrischste Griesgram, auch der allerhölzernste Verstandesmensch kann sich nicht der Stimmung entziehen, die von den länger werdenden Tagen, der steigenden Sonnenhelle und Sonnenwärme, dem Aufblühen der Pflanzenwelt ausströmt. Und nun gar die Frauen und die Kinder, gar erst die Dichter! Die Zahl der Ostergedichte, der Frühlingsgedichte ist Legion, und wenn ihre Güte der Zahl entspräche, so wären wir Krösusse der Lyrik. — Einer der ältesten Dichter in dieser Reihe ist der Minnesänger Dietmar v. Eist:

> Ahi, nu kumet uns diu Zeit
> Der kleinen Vogelinne Sank,
> Ez gruonet wol din Linde breit,
> Zergangen ist der Winter lank!

Und von ihm singt eine Kette von Lerchenliedern durch die Jahrhunderte herunter bis in unsere Zeit.

Fast bis in unsere Zeit! Denn auch das darf nicht verschwiegen werden, daß in der jüngsten Vergangenheit die täglich mehr absterbende Verehrung, der alles geistige und gemütliche Leben totboxende Sportbetrieb, die Maschinenvergötterung und eine jahrzehntelange verderbliche Politik, die allmählich jedes Gebiet des Lebens durchseuchte, unserem lieben Feste ebenso abträglich war wie allen echten Freuden. Statt der Freude hatten wir den Betrieb, statt des heiligen Osterlachens das schmierige Feixen. Selbst so urtümliche Feste wie Fasching waren eine Angelegenheit der Amüsementsindustrie geworden, den lieben lustigen Tanz hatte man durch den „Tanzsport“ gemordet, das kindlich-fröhliche Spiel des Kotillons durch die Prämiierung der schönsten Beine und der „originellsten“ Maske ersetzt. Das Wort „harmlos“ war im Bewußtsein der Zeit zu einem Ausdruck für „dumm“ geworden. Einst entstand die Fröhlichkeit eines Festes durch die Fröhlichkeit der Feiernden, jetzt annoncierte der geschäftstüchtige Wirt: „Stimmung! Stimmung! Stimmung! Ab 11 Uhr großer Ulkbetrieb! Vier Jazzkapellen! Der urkomische Nigger Black Beast! Du sollst und mußt lachen!“

So war die echte Freude in der Welt immer seltener geworden, und damit auch die Möglichkeit, ein echtes Fest der Freude, ein Osterfest zu feiern, auf immer schmalere Grundlage gestellt.

Aber es hat immer Zeiten gegeben, in denen die ewigen Gedanken sich vor dem Pöbel in die Köpfe und Herzen der Wenigen flüchten mußten. Und es sind nach diesen Zeiten immer wieder andere gekommen, in denen der wüste Rausch verflogen war und Gesittung und Ernst, echte Kunst und echte Freude wieder Allgemeingut wurden. So war es auch diesmal. Und heute sehen wir wohl tiefen Glückes überall die Knospen aufbrechen, auch der echten Freude!

Und die alten Osterglocken brausen Sursum corda: aufwärts die Herzen! Es muß doch Frühling werden! Dulde, gedulde dich fein! Ein ewiger Frühling folgte auch dem Winter unseres Mißvergnügens nach!

Osterfeuer am Harz.

Von Professor Dr. Heinrich Sohnrey.

An der Harzstätte, wo Hermann Löns sich des öfteren aufhielt und einige seiner schönsten Naturschilderungen schrieb, in Scharzfeld am Unterharz, verbrachte ich die jüngsten Osterfeiertage. Den Harzfrühling, den Löns im April hier erlebte und so köstlich beschrieb, fand ich aber in jenem April dort nicht. Die Buchenwälder standen kahl und still, und vom Lenz war bei der frostigen Witterung noch recht wenig zu merken. Eins aber erlebte ich, das Löns ganz entgangen zu sein scheint: eine Osterfeuerherrlichkeit, wie man ihresgleichen kaum an anderen Orten antrifft, obwohl gerade im Umkreise des Südwestharzes die Osterfeuer noch in voller alter Pracht erhalten geblieben sind. So zählte ich vor einigen Jahren am ersten Osterabend von dem 600 Meter hohen Ravenskopf aus nicht weniger als 88 Osterfeuer. Diesmal wollte ich nun sozusagen vom Allgemeinen ins Besondere gehen und legte mich darum in Scharzfeld auf die Lauer, dessen schöner Osterfeuer-Ruf mich schon immer gereizt hatte.

In dem langgestreckten, 1600 Einwohner umfassenden Harzflecken, der durch den kleinen Bremkebach in Ober- und Unterdorf geteilt wird, haben sich sogar zwei große Osterfeuer erhalten, das eine für das Unterdorf, das andere für das Oberdorf. Ihre Träger sind zwei engbenachbarte, auffällig schroff über 300 Meter aufsteigende Bergkegel, der Ritterstein oder Steinberg mit der berühmten, tief in den Felsen gehauenen „Steinkirche“ und unmittelbar daneben der fast gleich hohe Schulenberg, dessen Klippe nach den Scharzfelder Überlieferungen der Göttin Ostara gewidmet war, während man den Ritterstein für eine Wodan-Opferstätte hält. Die beiden seltsamen Bergbrüder scheinen geradezu nach den Osterfeuern zu rufen und haben sie wohl auch seit tausend und mehr Jahren getragen.

In jugendfrischem, regem Wetteifer bauen die Scharzfelder die österlichen Holzstöße auf. Natürlich möchte jedes Dorf möglichst das schönste Feuer haben. Die Gemeinde gibt ein erforderliches Stück Wald frei, und schon Wochen vor dem Feste beginnt die Jugend mit dem Holzhauen. Die Hauptarbeit und eigentliche Verantwortung für das Osterfeuer fällt wie überall den Konfirmanden zu. Aber die gesamte Schuljugend ist voll Eifer dabei, und wenn's einmal nottut, greifen auch wohl ältere Leute mit zu, oder es leiht der eine ein Pferd, der andere einen Wagen. Bis zu den Fünfjährigen herab sieht man in den letzten Tagen der Osterwoche, besonders natürlich am Ostersonnabend, die gesamte Knabenwelt mit Zweigen, Büschen und Stangen die beiden Berge hinaufkrabbeln und das gesammelte Holz um die Gipfel aufhäufen. Für die eigentliche Errichtung des Holzstoßes stellen sich gewöhnlich gern ein paar ältere Jungburschen ein, die schon mehrjährige Erfahrung haben, so daß der Schuljugend nur das Zureichen und Heranschleppen obliegt. Vier starke „Giffel“ werden in die Erde gerammt, darüber dicke Querbalken gelegt, so daß unten ein Hohlraum bleibt, der zum Anzünden des Feuers mit Stroh ausgefüllt wird. In der Mitte errichtet man die „Osterstange“, eine flaggenbaumartige hohe Tanne, und um sie im Kreise herum wird „gebaut“, d. h. jeder Zweig und jede Stange nach den Regeln der Erfahrung so gesteckt, daß der endlich fertiggestellte Holzstoß, den man natürlich so hoch wie möglich zu bringen sucht, einer hohen, rundlichen Dieme gleicht. Früher pflanzte man eine Tanne oben auf, diesmal aber wehte am Wimpel der Osterstange die Fahne mit dem Hakenkreuz.

Giffel, Balken und Osterstange müssen ordnungsmäßig an die Gemeinde bezahlt werden, alles übrige Holz gilt als Freigabe. Das Geld wird von der Jugend im Dorfe gesammelt, und jedes Haus gibt gern seinen Betrag dazu.

Aber kein Osterfeuer ohne die althergebrachten Holzfackeln! So viel Kinder — so viel Fackeln, könnte man sagen, denn auch Vierjährige und noch kleinere, diese an Mutters oder Vaters Hand, sieht man als Fackelträger. Schon im Herbste werden die Fackeln hergestellt, damit sie gehörig Zeit zum Austrocknen haben. Sie bestehen aus geschälten Tannenstangen von etwa 8 bis 10 Zentimetern Durchmesser, die bis auf einen längeren Stiel mehrfach gespalten werden. Mit Spänen und Stroh ausgefüllt, manchmal auch mit Petroleum getränkt und dann wieder straff

zusammengebunden, werden sie im Backofen getrocknet und sorglich im Hause verwahrt, bis sie endlich ihre Bestimmung erfüllen können.

Als der Ostertag zur Neige ging, füllten sich bald alle Wege und Gassen, die nach den beiden Bergen führten, mit Menschen und Menschenkindern. Zwei Musikkapellen erhöhten die Stimmung mit ihrem Spiel.

Man war ergriffen und erhoben, denn vor unseren Augen entfaltete sich aus der Dunkelheit heraus ein wundervolles Bild. Beide Berge hinauf schlängelten sich die Züge der Fackelträger, flammende Kränze um sich schlagend. Die jungen und jüngsten Jahrgänge aber, denen die Berge in der Dunkelheit zu gewagt waren, schwangen ihre Fackeln auf dem großen, weiträumigen Schulhofe unterhalb der Berge, und der ganze weite Hof ebenso wie die Berge und teilweise auch die Straßen ähnelten einem wallenden Flammenmeer. Dicke Rauchwolken wälzten sich von den beiden Bergfeuern in die Nacht hinaus, so daß man meinen konnte, vor heftigen Vulkanausbrüchen zu stehen. Bis dann die reinen Flammen ihren Feuerglanz über Berg und Tal breiteten.

In den Kriegsjahren, als behördlicherseits ohne Nachdenken gegen die Osterfeuer geeifert wurde, stellte es sich an einem Ostersonnabend heraus, daß nur das Oberdorf einen Holzstoß aufgebaut hatte, der Steinberg aber leer geblieben war. Darüber erwachte „Hans Sachs" in Scharzfeld und schrieb das „Klagelied des Steinberges":

> „Oh, wie einsam und verlassen
> Soll ich stehn am Osterfest!
> Ach, ich kann es gar nicht fassen,
> Daß die Jugend mich verläßt!"

Und so folgten, unbekümmert um die Regeln der Dichtkunst, noch eine ganze Anzahl von Versen. Das Gedicht erschien am Ostersonnabend in der Zeitung und schlug in seiner rührenden Einfalt in aller Herzen ein. Bald war das ganze Dorf auf den Beinen; jung und alt fand sich einmütig zusammen in dem Gedanken, das arge Versäumnis trotz der Kürze der Zeit noch wieder wett zu machen. Man ging dann auch sofort ans Werk, die Alten hauten das Holz im Gemeindewalde, und die Jungen schleppten es unermüdlich den Berg hinauf, — bis tief in die Nacht hinein und wieder vom frühesten Ostermorgen ab. Und als der Osterabend kam, brauchte der Steinberg nicht mehr zu klagen.

Der jetzt achtzigjährige Dichter des Liedes, Schuhmacher Apel, bestätigte mir mit strahlendem Gesicht den schönen Erfolg seiner Verse. Es wären überhaupt seine ersten gewesen, seither hätte er noch viele andere gemacht, aber mit keinen wieder einen solchen Erfolg erzielt.

Erde über dem Meer

Roman einer kämpfenden Jugend.
Von Edzard H. Schaper.

(19. Fortsetzung.) ———

Der Abend fällt. Der Nordwind rauscht in den Schären. Wie Harfenklang zergeht das Klingen der Wellen. Er kommt so sonderbar still an den Hafen, möchte mit niemand sprechen. Dann legen sie ab. Boot auf Boot gleitet hinaus, und vor der Mole schwärmen sie auseinander und kreuzen Südost-Nordwest auf, die ganze Nacht hindurch. Erst gegen Mittag des nächsten Tages sind sie auf dem Holm. Der Wind war in den letzten sechs Stunden der Fahrt die Kompaßrose rundgelaufen, von Nord nach West — Süd — Ost und war bei Nordost stehengeblieben. Es wurde kälter.

Ach ja, nun waren sie ja zu Haus. Nun konnte das Leben wieder anfangen! Aber merkwürdig begann es. Als sie die Ladungen gelöscht und Vincent und Thorvald die neuen Häuser bezogen hatten, als alles eben in Frieden beginnen sollte, kam ein Boot durch den Nordostwind gekreuzt, ein Boot ganz allein, am frühen Morgen. Einer von den Alten daheim saß drin und bat Braak, noch einmal an Land zu kommen — um Andrea zu begraben! Denn Andrea war drei Tage, nachdem sie abfuhren, lautlos in einer Nacht verlöscht.

Ein Großsegel geht knatternd am Mast hoch, ein Fock zuckt wie ein Renner, der ins eiligste Gespann soll, Klüver und Bramsegel fliegen auf, und zwei Stunden nach der Nachricht gehen zwei Boote in See und lassen sich vom Nordost unter einem grauen Winterhimmel an Land jagen. Und wenn Braak es immer noch nicht geglaubt hat, was die Leute ihn wissen ließen, er muß es nun, wenn er vor Andreas Sarg steht. Weiß und lächelnd liegt sie vor ihm, der Tod hat ihre Züge zurückverwandelt in die der Jugend — wie ein geheimnisvolles Mädchen liegt sie da, lächelnd, angegriffen von einem Zauber und bestimmt zum Schlaf. Da leuchtet die Oktobersonne auch noch einmal, und während der Südwind, der Abschiedswind über den Skränten wandert, müde vom langen Weg, wenn ein bißchen Glühen der Sonne die sturmverwehten Färöer-Kiefer abtastet, legt man Andrea aus den Lichtern ihres Lebens in die dunkle, gute Erde.

Schlaf gut, Andrea! mag man denken. Schlaf gut, denn leicht hast du es nicht gehabt! Und hast es den andern doch leichter gemacht! Das ist eines Lebens schönstes Tun.

Am Abend, wenn Braak allein unten im Boot sitzt, fängt er an, von Andrea zu träumen, und schreibt am Ende langsam auf eine Tafel für sie:

> Sanft und gut war ihr Herz,
> Still und fromm ihr Leben, schnell
> Und leicht ihr Tod. Lang das Warten
> Dein Kranz wird nicht verwesen
> Du bleibst —
> Ob hinter dir dein Schatten auch
> Verschwand.

Das soll auf ihrem Grabstein stehen. Nun aber kommen viele und fragen: „Was soll mit dem kleinen Haus werden? Willst du es verkaufen oder ausleihen? Denn leerstehen lassen den Winter über — daran denkst du doch nicht?"

Doch, daran denkt er. Er packt nur in sein Boot, was ihm lieb ist. Damit kann er sich seine leeren Kammern wohnlicher einrichten. Und in Andreas Sterbezimmer im Schrank findet sich Gamle Pers alter Kasten. Vierhundert Kronen liegen darin und ein Zettel:

„Nach meinem Tod soll Braak dieses Geld bekommen. Und er soll zweihundert Kronen geben dafür, daß auf Hammaren-Odde jede Nacht ein Feuer brennt. — Allen Fahrensleuten zum Trost und der Kenntnis dessen, daß hier ein Land ist, an dessen Küsten ein Wrack nicht willkommen ist. Um der Tränen und Trübsal willen, die ein Unheil rinnen läßt!"

Also muß Braak über Land. Er wandert am Strand entlang, weiter und weiter, und kommt an einem Tage nach Hammaren-Odde, wo der Landvogt in der alten Schwedenburg haust. Er zeigt Andreas Zettel und fragt, ob der Toten Wunsch zu erfüllen sei.

Ja, er ist zu erfüllen, und eigentlich hat man sich seit langem mit dem Gedanken getragen, ein Feuer auf der Odde brennen zu lassen. Das würde die Schiffe auch nicht in die unmittelbare Nähe des Magnetberges zu Hasle bringen. Auf der Odde könnte also ein Wippfeuer brennen. Dies viele Geld würde es möglich machen, für lange Jahre die Holzkohlen zu kaufen und einen Passer zu bestellen. So wird ein Dekret verfertigt, in dem es heißt, daß Braak zweihundert Kronen im Namen der toten Andrea gab, damit ein Feuer angezündet werde auf der Odde, allen Fahrenden zu Trost und Kenntnis. Jedes Jahr soll Abrechnung gehalten werden über das Geld, wozu und wieviel gebraucht wurde. Auch wird Braak schon gezeigt, wie das Feuer sein wird, denn anderorten hat man diese Art mit Vorteil benutzt.

Es wird aussehen wie ein Ziehbrunnen ohne Brunnen! Nur der hohe Balken wird aufragen, auf einen dicken Pfahl gestützt, an seinem Ende der Erde zu beschwert. Und am andern Ende in der Luft ist ein Korb aufgehängt, in den zu jedem Abend Holzkohlen getan und angezündet werden. Ein glühender Ball wird in der Luft schweben, vom Winde gefacht und bewegt und also von den Lichtern der Häuser am Strande wohl zu unterscheiden.

Das ist Andrea erfüllt. Nun wandert Braak zurück und kämpft sich durch die Bottenmente in einer langen Nacht durch den Holm.

Die Zeit geht. Worte können nur schwer sagen, wieviel sie enthält. So vieles in einem Tag läßt sich verschweigen, noch mehr aber kann nicht ausgesprochen werden. Da ist

das Leben ein Buch, geschrieben in einer Sprache, die sich nicht übersetzen läßt.

Die Toten können lange schlafen; die Lebenden nur eine Nacht, eine einzige Nacht. Dann müssen Sie wieder auf und ihren Mann stehen. Braak kann trauern, gut — mag er, ein paar Tage, ein paar Nächte, er kann sogar an Anna denken und Hansigne —, dann aber, wenn der Sturm ausbrüllt und die Wogen zerstäuben, daß immer ein Nebelstreif um die Küsten liegt, dann schreit der Holm, schreit die Widde, die sausenden Felsen und die ächzenden kleinen Bäume: „— Braak — Braak, der Holm will dich!" Und Braak steht auf und läuft geduckt durch den Sturm, läuft keuchend und jappend unter den Spritzern der Brandung und ist da — ganz da, für das Leben und den Holm! Draußen auf Oestre Skaer liegt ein schwedischer Schoner und geht bei jeder Welle mehr und mehr in die Brüche. Die Meute wirft ihn schmetternd aufs Riff, die Masten splittern, die Leute, die darin saßen, wehen durch die Luft und schlagen sich zu Tode, wenn sie nicht schon erfroren, und der Bolten kennt keine Gnade und zerstäubt Stück für Stück, Planke für Planke und Mann für Mann unter ohrenbetäubendem Johlen. Aber am Strande in den Klippen stehen einige zwanzig Kerle und haben lange Stangen mit einem starken Haken an der Spitze in den Händen.

„Giv agt!" schreien sie sich zu, springen zurück und klettern die Felsen hinauf — „giv agt!" — Es kommt eine große Welle und wirft sich donnernd aufs Land, über die Plätze, wo sie Sekunden vorher noch standen. Wären sie stehengeblieben — dann schwämmen sie jetzt dort draußen mit den Schweden um die Wette. „Giv agt!" brüllen sie und halten die Augen nach allen Seiten hin offen, sind naß bis auf die Knochen, steifgefroren und können kaum noch ums Leben springen. Drei große Wellen und drei kleine, das ist die Regel. Aber es kann auch mal außer der Regel kommen. Sie spähen, indes sie unten stehen und die großen Kisten und Ballen mit den Stangen aus der Brandung ziehen, sich auf den Buckel laden und sie hoch hinauf in die Klippen schleppen.

„Giv agt!" geht das Geschrei, und die Brandung johlt und donnert, weil sie betrogen wird! Draußen ist der Schoner kurz und klein geschlagen, man sieht den Mast nicht mehr, nur der Rumpf läßt sich ahnen. Menschen werden nicht angetrieben; das kommt erst später, wenn die See ruhiger wird, und die Strudel die Leblosen freigeben. Dann kommen die Toten, das letzte Strandgut.

Aksel und seine Leute stehen wie die Raubtiere! Aksel immer noch, wenn auch alle andern schon in den höheren Klippen sitzen. „Giv agt!" schreien sie ihm zu, aber es ist nutzlos, denn er kann es ja doch nicht hören. Im allerletzten Augenblick, wenn die ankommende Welle sich vorneigt wie eine offene Klaue und grün in ihrer dünnen Wölbung schon über ihm schimmert, springt er zurück und flüchtet zu den andern in die Klippen. Ein paar Meter unter ihnen zerschlägt sich die ungeheure Kraft; ein paar Meter tiefer, manchmal auch weniger.

Dann aber sind sie auch schon weiter zurückgelaufen. Braak weiß, wann es dazu Zeit ist. Wo er steht, stehen auch sie, und dort ist es sicher. Aksel und seinen Leuten geht das Wasser einmal bis zu den Knien, Maads reißt es um — und hätte ihn nicht einer gehalten, er wäre bestimmt auf die tiefern Klippen gestürzt, über die das Wasser bei jeder Welle schlägt. Auf Aksel ist kein Verlaß, wie man sehen kann. Er berechnet alles nach seiner Kraft, und die ist einzig. Die schwersten Lasten kann er fortschleppen, daß es ein Wunder ist.

Stunden stehen sie so und sehen, wie sich da draußen Leben und Gut zerschlägt. Was sie bergen, ist ja auch nur ein Bruchteil. Aber am Abend, wenn das Dunkel einfällt, der Sturm und die Brandung bis in die stillen Stuben brausen, mag man gar nicht an Gut und Reichtum denken, sondern erinnert sich des Lebens, das da angesichts der Küste verging. Qualvoll verging. Vielleicht sahen sie noch die Fischer mit den Stangen, deren Leben sie leben halfen mit ihrem Tode.

„Ja, es waren wohl bestimmt an die zehn Mann auf dem Schoner!" sagen sie leise.

„Zehn Mann?" fragen die Frauen angstvoll; „und keiner lebt mehr?" — Sie sehen von der Arbeit auf und haben starre Blicke für die Einsilbigkeit der Männer.

„Ja", stöhnen sie, „Gott sei allen gnädig, die auf See sind!" —

Sturm, Sturm und noch einmal Sturm. Aber es kommen auch Tage, an denen es still wird. Es ist wie ein Erwachen. Man kann sich aufrichten, wenn es wochenlang nur geduckt zu leben möglich war, den Himmel kann man sehen und die blasse Wintersonne. Jens und die meisten andern fischen Lachs. Vincent baut sich eine Werkstatt, denn der Strand bot viel Holz. Thorvald und Braak zusammen fischen mit dem Wod und ziehen Dorsch. Frau Kerstin kann die Ziegen melken und sie alle und die Kinder können Milch trinken. Zum Frühjahr sollen ja drei Menschen geboren werden. In allen Häusern wird gestrickt und gesponnen, denn der schwedische Schoner gab viele Ballen bester Wolle für den Holm. Es war schwer, einen kleinen Rocken und einen Webstuhl zu schaffen. Aber Braak hat sich einen ausgedacht, und er und Vincent haben ihn zurechtgetischlert.

„Siehst du, ich bin doch zu etwas nutze!" sagt Vincent da.

„Warum glaubst du immer, du wärest unnütz auf dem Holm?"

„Ich weiß nicht; ich glaube, mein Meister prügelte es mir ein!"

„Dann rede ich es dir aus! Es soll nicht sein."

Die Hünen haben beschlossen, zu heiraten! Sie sind zu Braak gekommen und haben von Häusern gesprochen, die sie zum Frühjahr bauen wollen. — „Sind eure Häuser zu klein?" hat Braak gefragt.

„Sie werden es werden!" sagten sie und grinsten; „du weißt schon, was mir meinen?!"

„Ja, jetzt weiß ich es; es ist recht, ich will euch schon helfen! Macht nur erst die Plätze aus!"

„Wir dachten unten am Süderstrand in der Senke. Das wäre doch ein guter Platz!"

„Nur habt ihr Süd-, Südost- und Südwestwind ganz ohne Schutz!"

„Luftig kann es sein; wir sind es ja so gewohnt!" — Da lacht Braak sie an, und da sie nun einmal vor der Tür standen, hatte er gesagt: „Kommt herein, ihr drei! Einen Toddy wollen wir trinken! Ihr seid meine Leute!" Sie saßen nun einen langen Abend beisammen und erzählten sich Dönekens und Ernsthaftes. Ihr Lachen wurde ganz warm. „Du bist unser Kaptän!" sagen sie, „und wenn es etwas geben sollte — auf uns kannst du dich immer verlassen! Ins Meer kannst du uns werfen und sagen: Stirb! Dann sterben wir!"

„Na, soviel werde ich nicht verlangen. Wenn ich sage: Seid glücklich mit euern Frauen — dann müßt ihr unbedingt glücklich sein! Wißt ihr, ich will immer nur das, was Segen und Nutzen bringt. Man kann mutiger sein als ich, stärker und dabei etwas erreichen — aber eine Sache noch besser und schöner wollen als ich — das kann keiner auf dem Holm!"

„Das meinen wir auch!" sagen die Hünen, und deshalb halten wir zu dir, wenn es etwas gibt!"

„Warum soll es denn etwas geben? Etwas Schlechtes!"

„Ah, wir meinen nur — wenn es etwas geben sollte ...!" Die Hünen werden ganz verlegen.

„Kerls! Sagt, was ihr meint!"

„Ah, wir dachten, daß die Neuen, die keiner von uns leiden mag, dir vielleicht einmal schwierig werden können!"

„So — sollen sie!"

„Den Bertel sucht ja auch ein Vogt in Schweden, in Helsingborg!"

„Ein Vogt sucht den Bertel?"

„Ja, er hat es uns erzählt, als er betrunken war!"

„So? betrunken war er?"

„Ja!" nicken sie.

„Das waren noch nicht viele auf dem Holm!"

„Er war der erste!"

„Du wirst es nicht weitersagen", bitten die Hünen; er erzählte es uns! In Helsingborg erschlug er einmal einen andern. Er sagt, am Hafen war es, und er stieß ihm das Messer zwischen die Rippen und stürzte ihn zwischen den Kai und sein Schiff. Schon lange verfolgte er ihn, es war wegen eines Mädchens, das sie hatten!"

(Fortsetzund folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.